

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 7

Artikel: Die drei Löwen zu Weidlingen : eine Mädchengeschichte [Schluss folgt]
Autor: Marti, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mutter Heimat!

Wir ruhen still im Segen deiner Hände,
Derweil die Flut von fremder Völker Not
Sich schluchzend bricht an deinem Felsgelände
Und Ost und West aufglühen flammenrot...
Wir ruhen still im Segen deiner Hände.

Ob deinem Haupt ruhvoll die Wolken wandern,
Und gnadenreich ist deiner Schritte Lauf,
Reißt auch der Krieg im siechen Leib den andern
Mit blut'ger Kralle neue Wunden auf —
Ob deinem Haupt ruhvoll die Wolken wandern.

Zwei Kreuze ragen auf in schlichter Würde;
In ihrem Zeichen steht dein Alpenhaus,
Und wankt die Menschheit unter ihrer Bürde,
Sie rastet neubeseelt beim Wandern aus,
Wo Kreuze ragen auf in schlichter Würde.

Dein Haupt, bekränzt von Reben und Wildenzen,
Neigt sich voll Güte Heimatlosen zu,
Und ruft die Not die Macht an deine Grenzen,
So hütet deiner Söhne Heldenruh
Dein Haupt bekränzt von Reben und Wildenzen.

Wir halten betend deine milde Rechte,
Und kindlich rein ist unsre Zuversicht,
Denn hoheitsvoll, inmitten finst'rer Mächte,
Trägst du die Fackel hoch im Dämmerlicht...
— Wir halten betend deine milde Rechte.

Isabelle Kaiser.

Die drei Löwen zu Weidlingen.

Eine Mädchengeschichte von Fritz Marti.

In ein nordschweizerisches Städtchen, das die andern, kleinern Städte des Kantons mit dem Namen „Philisterstädtchen“ beehrt, bringt der Bahnzug jeden Morgen ein großes Paket Exemplare einer bekannten Zeitung. Der Postbote, der dieselben in die Häuser trägt, ist jedesmal sehnlich erwartet und zwar nicht allein, weil er etwas Unbekanntes in einem Briefe bringen kann, sondern auch wegen der Zeitung.

Denn die Väter im Städtchen sind so eifrige Politiker, wie ihre Töchterchen eifrige Leserinnen guter Geschichten. Deshalb wird die Zeitung in jedem Hause von zwei oder drei Personen erwartet. Der Vater liest den politischen Teil, die Tochter denjenigen unter dem Strich, wofür der Vater keinen Blick hat.

Es tritt dann jeweilen die große Frage auf, wer die Zeitung zuerst lesen soll. Gehen die Geschäfte der Politik flau, so hat es das Töchterchen leicht, das Blatt zu erhalten und seinen Teil zu lesen. Geht aber etwas Wichtiges vor am politischen Himmel, so will der Vater die Zeitung zuerst, und das Töchterchen hat einen schweren Stand.

Der Kampf in der großen Welt verursacht einen kleinen in der häuslichen. Es handelt sich darum, ob die Politik siegt oder die schüchterne Belletristik.

In solcher Weise war der Kampf entbrannt, als das wackere Bulgarenvölklein von einer brutalen Politik geknechtet wurde und die Zeitungen jeden Tag bedeutende Nachrichten brachten.

Der biedere Zuckerbäcker des Städtchens befand sich in fortwährender Aufregung. Als richtiger Schweizer war er ein Freund der Bulgaren und hatte schon manchen kräftigen Fluch hervorgestoßen aus Zorn über die ohnmächtige europäische Politik. Vor dem Zaren hatte er nicht den geringsten Respekt. Sobald dessen Name genannt wurde, sprach er entschieden aus: „Ist ein verrückter Kerl, sollte eingesperrt werden.“

Da er ein gutes Herz hatte und für jeden Unterdrückten Mitgefühl besaß, so hatte er, als richtiger Bürge des Städtchens, das schon oft dergleichen ausgeheckt, den Vorschlag gemacht, an den „Helden von Sitonika“ eine Sympathieadresse zu senden.

In seiner Stammkneipe waren die Genossen dafür begeistert gewesen. Alle waren aufgestanden, hatten ihre steinernen Krüge, die sie als Stammgäste vom Wirt gratis erhalten, erhoben und donnernd gerufen: „Hoch Alexander von Bulgarien! Bereat Alexander von Rußland!“ Sie hatten vergessen, daß sie, als Republikaner, eigentlich einen Fürsten nicht durften hoch leben lassen.

Aus der Sympathieadresse wurde es aber nichts, weil keiner sie verfaßte. Auch der Zuckerbäcker brachte sie nicht zu Stande. Er verstand wohl, zu geeigneter Stunde einen guten Toast auszubringen; aber einen Brief an einen Fürsten zu schreiben, wenn man nicht weiß, was für eine Sprache die reden! — Das ist etwas anderes. Er setzte sich oft hin und schrieb auf ein schönes Blatt: „An Seine Hoheit Fürst Alexander von Bulgarien.“ Weiter aber kam er nicht, denn er war nicht recht sicher, ob das richtig geschrieben sei. Das „Seine“ erschien ihm ein etwas sonderbarer Sprachgebrauch. Fragen mochte er nicht. So unterblieb die Sache.

Desto eifriger las er aber die Nachrichten aus Bulgarien. Er wollte deshalb jeden Morgen zuerst die Zeitung. Das Töchterchen Paula aber wollte sie auch. Da der Vater gewöhnlich zur Zeit, da sie gebracht wurde, sich in der Bäckerei befand, erhielt Paula sie zuerst und machte sich sogleich an das Feuilleton. Sie hatte aber jeweilen kaum angefangen, so kam der Vater und verlangte die Zeitung. Paula gab, wenn sie schon vom Inhalte gefangen genommen war, das Blatt nicht gerne fort und bat flehentlich, fertig lesen zu dürfen. Der Vater aber war auch ungeduldig und nahm ihr dann etwas barsch die Zeitung weg, mit dem Bemerken, ihr Lesen nütze nichts, im Feuilleton stehe dummes Zeug. Paula war dann verlezt und verglich sich seufzend mit dem unterdrückten Bulgarenvölklein, von dem der Vater seit einiger Zeit bei Tische immer erzählte. So wurde der biedere Zuckerbäcker, ohne daß er es ahnte, der Bar Alexander, den er so sehr haßte.

An einem schönen Herbstmorgen jenes Jahres nun, als die Verhältnisse in der genannten Weise lagen, stand das anmutige Töchterchen des Zuckerbäckers im Laden und sah auf die Straße. Es langweilte sich und trug die Langeweile zur Schau auf dem feinen Gesichtchen, das eine gesunde, rote Farbe hatte, wie man sie sonst bei Zuckerbäckerstöcktern nicht findet. Das kam daher, daß sie von den schönen Sachen, die im Schaufenster standen, kaum versuchte, wenn sie gemacht wurden. Das reiche Haar, das sonst auf der Straße in einem schönen blonden Zopfe hinunterhing, hatte sie unter ein weißes Häubchen gebunden, damit es nicht in zu nahe Berührung kam mit den Süßigkeiten und es vornehmen Frauen nicht ekelte, wenn sie zu kaufen kamen. (Bei den jungen Leuten des Städtchens hätte sie das nicht fürchten müssen.) Die obligate weiße Schürze hatte sie nicht ohne Weiteres vorgebunden wie der Vater, sondern hatte einen Zipfel zierlich heraufgezogen.

Weil keine Kunden kamen, langweilte sich Paula und sah hinaus ohne zu sehen. Sie bemerkte deshalb die Kinder nicht, welche die Gesichter an die Schaufenster preßten, um die Herrlichkeiten mit den Augen zu verschlingen, zugleich aber die erst abgeriebenen Scheiben wieder trübe anhauchten.

Paula erwartete auch sehnlich die Zeitung. Gestern war im Feuilleton der Schluß einer Kritik erschienen, mit der sie nichts anzufangen gewußt hatte. Sie war etwas erzürnt auf den Redaktor, daß er solche Sachen brachte und nicht wie sonst schöne Erzählungen. Sie setzte ihre Hoffnung auf die heutige Nummer und war gespannt auf das, was sie bringen würde.

Der Postbote kam aber lange nicht heute. Sie wurde endlich ungeduldig, trat vor die Türe und sah nach der Richtung, da der Briefträger kommen mußte. Endlich erblickte sie ihn, der gar keine Eile hatte. Sie ging ihm entgegen. Da stand der alte Spötter still und wartete auf sie: „Keinen Liebesbrief diesmal, schöne Paula.“

„Wie wenn ich deren schon bekommen hätte!“ schmollte sie, nahm hastig die Zeitung aus der ausgestreckten Hand und sprang in den Laden.

Der alte Briefträger blieb überrascht stehen: „Wird die auch noch stolz wie die Andern,“ brummte er, „die jungen Mädchen von heute scheinen keine Liebesbriefe mehr zu erhalten, sonst wären sie freundlicher mit uns jereinem; machen scheint's alles mündlich.“

Diesmal blieb Paula nicht im Laden, wo der Vater die Zeitung wahrscheinlich bald geholt hätte, sondern sie ging auf ihr jungfräuliches Zimmer und schlug das Blatt auseinander. Enttäuscht legte sie es nieder.

„Die drei Löwen zu Weidlingen,“ las sie, nun gibt's wieder eine Menageriegeschichte, worin in einem Orte drei Löwen ausbrechen und allerlei Verwirrung anrichten.“

Sie fühlte aber doch in sich die Verpflichtung, die Erzählung zu lesen. Sie war nach und nach in ein Freundschaftsverhältnis zum Redakteur getreten und nahm Anteil an allem, was er schrieb. Sie erzählte ihren Freundinnen von ihm, wie wenn sie ihn kannte. Nur jeweilen am Sonntag wurde sie böse auf ihn, wenn er die schriftstellernden Leute, vor denen sie insgesamt eine große Achtung hatte, so streng beurteilte und beißend verspottete.

Auch diesmal sollte sie böse auf ihn werden.

Die Erzählung fing nicht mit einer Menagerie an, von keinem Löwen war die Rede. Wohl aber von einem freundlichen Städtchen mit einer großen Bibliothek, die fleißig benützt wurde, hauptsächlich von den jungen Mädchen, daß sie alle etwas romantisch geworden wären und daß die Bibliothek daran Schuld gewesen sei.

Während des Lesens machte sich am feinen Halse des Mädchens eine kleine Röte bemerkbar. Im Weiterlesen wurde sie immer größer und verbreitete sich über das ganze Gesicht. Ihr Atem ging schneller und sie konnte nicht mehr stille sitzen. Sie fühlte sich getroffen, denn sie las ja auch viel.

Und nun war sie wirklich böse auf den Redakteur.

Es schien ihr, als habe er alles auf sie bezogen. Sie stand gereizt auf und war im Borne schöner als sonst. „Was geht ihn auch mein Lesen an,“ sagte sie sich, „er hat gewiß auch viel lesen müssen, bis er selbst Erzählungen schreiben konnte.“

Nun schämte sie sich aber, in Borne geraten zu sein. Auch hatte sie ein schlechtes Gewissen. Sie hatte das Gefühl, als ob der Schriftsteller gesehen, wie sie auf ihn zürnte. Ruhiger nahm sie das Blatt wieder zur Hand. Im Folgenden stand von den Zeitungen, die das Städtchen besaß und welche einander befehdeten. Auch dies war der Wirklichkeit gemäß, nur führten die Zeitungen des Städtchens andere Namen und nicht so komische.

Damit schloß für heute die Erzählung. Paula war aber doch froh, daß

darunter stand „Fortsetzung folgt.“ Denn ihr Interesse war auf eine Weise geweckt worden, daß sie die Erzählung zu Ende lesen mußte.

Sie trug die Zeitung nun in den Laden hinunter, wo wirklich der Vater schon darauf wartete und etwas brummte, als er sie in die Hand nahm.

Am folgenden Tage siegte wieder die Belletristik über die Politik. Paula eroberte sich durch den gleichen Kunstgriff wie am Tage vorher die Zeitung. Erregt begann sie mit der Lektüre der Erzählung. Und nun errötete sie wieder, noch stärker als gestern.

Es traten in der Erzählung drei Mädchengestalten auf, die mit leiser Ironie geschildert waren. Denn zwei von diesen hatten im höchsten Grade die Romantik in sich aufgenommen, doch eine mehr als die andere. Wieder lief Paula das Blut in die Schläfe, als sie in dem einen der romantischen Mädchen sich selbst erkannte. Mit etwas Genugtuung erkannte sie in dem andern romantischen Kinde ihre Freundin Hilda.

Paula wurde wieder mit dem Erzähler versöhnt, als er im Folgenden ihre Freundin und sie gegeneinander abwog und fand, daß bei ihr die Romantik etwas fremdes sei, zu ihr gar nicht passe und daß in kurzer Zeit ihre gesunde Natürlichkeit siegen werde.

Sie erinnerte sich nun verschiedener Vorfälle, wo sie sich geschämt hatte, als Hilda sich gar zu sonderbar und romantisch benommen hatte. So traf auch in dem der Erzähler die Wirklichkeit.

Dann empfand Paula fast etwas wie Schadenfreude, daß Hilda weniger glimpflich als sie behandelt war gerade wegen des größern Maßes Romantik, derentwegen sie ihre Freundin sich überlegen gefühlt und sich deswegen ihr immer untergeordnet hatte.

Anderseits war sie erfreut, daß sie sich bessern sollte. Sie empfand nun zum ersten Mal das Gefühl eines Menschen, der sich beobachtet, und zum Objekt seiner selbst wird. Denn bisher hatte sie sicher gelebt wie ein Kind. Nun wurde sie auf einmal gestört und unsicher. Nach der Prophezeiung des Schriftstellers sollte in nächster Zeit etwas in ihr vorgehen, und diese mysteriöse Zukunft versetzte sie in Unruhe.

Diese vergaß sie aber ganz, als das Folgende ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Dies war allerdings geeignet, ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren zu fesseln.

Ein junger Mann kam als Gehülfe in die Apotheke des Städtchens, wo die Geschichte spielte. Herr Brausch, so hieß der Neuangekommene, war eine hünenhafte Germanengestalt mit blondem Haar und blauen Augen. Er war der ächte, etwas schwerfällige Deutsche mit ehrlichem, fernhaftem Gemüt. Sein Erscheinen im Städtchen erregte natürlich nicht wenig Aufsehen, wie etwa ein König in einer großen Stadt. Nicht am geringsten war die Aufregung der drei Mädchen, die nicht verfehlten, durch Paradiere vor

der Apotheke sich dem interessanten Fremden bemerkbar zu machen. Sie wagten es sogar, bis in die Nähe des Herrn Brausch zu dringen durch eine List, die alt ist: Die Neugierde wurde durch Geschäftigkeit verhüllt. Die Mädchen, gingen in die Apotheke um etwas zu kaufen, was sie nie brauchen konnten. Dabei begann die stille Beziehung zwischen dem Gehülfe und dem dritten Mädchen, das gar nicht romantisch war: Die Kristallelemente schossen zusammen, wie Gottfried Keller den geheimnisvollen Vorgang nennt, wenn in zwei Seelen der gleiche Schlag fällt.

Wieder war Paula in Bestürzung. Sie wußte nicht, ob das mit natürlichen Dingen zuing. War denn der Schriftsteller ein Zauberer, der in alle Herzen sah, wie der hinkende Teufel durch Madrids Dächer? (Paula hatte glücklicherweise „le diable boiteux“ nicht gelesen, sondern nur in einem Romane den Vergleich). Oder war ihr Herz ein Spiegel, der widerspiegelte, was sie selbst nicht wußte?

Vor zwei Wochen war ein neuer Gehülfe in die Löwenapotheke gekommen, auch ein junger Deutscher, Namens Hausmann. Er war nicht von so herkulischer Gestalt wie Herr Brausch, auch nicht von etwas phlegmatischer Gemütsart, sondern im Gegenteil ein feiner, lebhafter Mann, der sich schnell und gebildet ausdrückte, auch in einem Augenblicke vor den schönen Mädchen so viele Schmeicheleien ausgeschüttet hatte, daß sie kaum zur Besinnung kamen von der Betäubung dieses lieblichen Weihrauchs.

Wie den Mädchen in der Erzählung, war es Paula und den Freundinnen ergangen, als mit Herrn Hausmann neuer Gesprächsstoff in die Unterhaltungen über die Gasse kam. Noch am gleichen Tage war Hilda zu ihr hereingestürmt mit dem Rufe: „Wir müssen den neuen Apotheker sehen, er soll ein echter Deutscher sein, könntest Du nicht jetzt etwas holen in der Apotheke, ich würde Dich begleiten?“ Paula hatte sich geschämt, eines Mannes wegen einen Gang zu tun und hatte Ausflüchte gemacht. Bestimmt hatte aber Hilda gesagt: „Du holst Ananas, ich bezahle sie Dir.“ Das hätte Paula nicht geschehen lassen, sondern hatte nachgefragt, ob keine Kommission zu verrichten sei. Zufällig hatte gerade etwas gefehlt, das aus der Apotheke zu beziehen war, und Paula hatte den Auftrag erhalten, dasselbe zu holen. Damit war ihr Gewissen erleichtert gewesen: Sie mußte ja gehen.

Der Besuch beim Apotheker war ähnlich ausgefallen, wie derjenige der drei Mädchen in der Erzählung. Nur waren die Kristallelemente nicht zusammengeschossen, sondern hatten sich nur ein wenig gegeneinander hin bewegt, wie etwa Eisenspäne, wenn man ihnen mit dem Magneten Unruhe verursacht.

Der gegenseitige Eindruck war kein tiefer gewesen. Der Herr Apotheker hatte für alle dieselbe Freundlichkeit. Offenbar wollte er nicht da-

durch, daß er einer Einzigen den Apfel gab, einen trojanischen Krieg verursachen.

Hilda schwärmte wohl seither vom „Blond der Haare, Blau der Augen.“ Aber das war nur, weil sie überhaupt für etwas schwärmen mußte. Eigentlich war sie etwas erzürnt auf den Apotheker, daß er sie, die doch über Paula stand, gleich wie diese behandelt und nicht sofort erkannt hatte, daß sie interessanter sei. Sie war sogar nicht ganz sicher, ob sie nicht gesehen hatte, daß sein Blick mit mehr Wohlgefallen auf Paula geruht als auf ihr.

Das war gewesen, weil Paula vor den Blicken des Gehülfen ein schlechtes Gewissen bekommen hatte, verlegen geworden und errötet war, so daß sie schöner ausgesehen als Hilda, die den Gehülfen stolz gemustert hatte, deren Gesicht aber so weiß geblieben war wie zuvor.

Doch müssen wir wieder zu Paula zurück, die wir bei der Lektüre des Feuilletons verlassen haben. Bei der Stelle, wo der Sturmangriff der drei Mädchen auf Herrn Brausch geschildert war, wurde sie unzufrieden mit sich selbst. Nun da sie sich in diesem ironischen Spiegel sah, kam sie sich häßlich vor. Sie war mit Hilda in die Apotheke gegangen, ohne sich der Ursache bewußt zu sein. Nun erkannte sie diese. Es war das unbewußte gegenseitige Wohlgefallen, das die jungen Leute in gewissem Alter zu einander hinzieht und auch aus demselben Grunde zurückstößt, der jetzt Paula ärgerlich machte: Sie wollte dieses Wohlgefallen nicht gestehen. „Was bekümmerte sie sich um diese ungeschlachteten Männer!“

Sie hatte das Blatt kaum niedergleiten lassen, als Hilda eintrat. Diese konnte von der hintern Seite in das Haus gelangen und hier eintreten, ohne daß sie von Jemandem im Hause bemerkt wurde. Im andern Falle wurde sie als Besuch behandelt und mußte eine Weile bleiben. Das war ihr aber unbequem, weil sie öfter nur schnell kam, um Paula eine Neuigkeit zu sagen, und dann wieder ging. Sie kam auch gerne, weil sie von Paula jedesmal einige Süßigkeiten erhielt, die sie sehr liebte. Sonst liebte sie Paulas Eltern nicht besonders, weil sie ihr zu hausbacken erschienen.

Jetzt fiel ihr Blick auf das Blatt und sie sagte: „Ah, Du liest das Feuilleton! Deswegen komme ich gerade. Hast Du vom Apotheker gelesen? Ich glaube, das ist Herr Hausmann. Der Dichter hat ihn nur etwas verändert. Am Ende hast Du das nicht einmal bemerkt und hast die Erzählung wieder hingenommen, ohne etwas dabei zu denken!“

Wenn sie gewußt hätte, wie viel Paula dabei gedacht! Sie war nicht errötet wie Paula, hatte sich nicht getroffen gefühlt, weil sie kritisch, Paula aber unbefangen an die Erzählung getreten war. Auch hatte sie die einleitende Schilderung als langweilig nur flüchtig gelesen, um zur Hauptsache zu kommen. Diese war dann erschienen in der Person des Apothekers, mit dem sich sofort ihre Phantasie beschäftigte. Dabei stellte sie sich immer

Herrn Hausmann vor und setzte diesen konsequent an Stelle des Herrn Brausch. Die große Verschiedenheit beider beachtete sie nicht, beide waren ja Apotheker und zudem Deutsche. Das war bei ihr leicht möglich, weil sie sehr phantastisch war und die ungleichartigsten Dinge verband.

Silda war kein gewöhnliches Mädchen, d. h. von jener Art, die aber immer gewöhnlicher wird, dank der neuern Mädchenerziehung. Sie verstand von den Hausgeschäften kaum so viel als einer ihrer Brüder. Sie bedauerte auch alle ihre Freundinnen, welche sich mit dem prosaischen Kochen abgeben mußten.

Sie hatte als Schulkind nicht mehr und nicht minder Talent besessen als Paula. Sie waren aber in der Schule frühzeitig zu ästhetischen Produktionen angehalten worden und diese hatten ihr ganzes Wesen hinaufgeschraubt; auf Paula hatte dies keine Wirkung gehabt. Silda dagegen, etwas ehrsüchtig, hatte Gefühl und Phantasie zu sehr angestrengt. Diese Überreizung des Gemüthes hatte sich bei der spätern Romanlektüre gesteigert bis zur Unnatürlichkeit. Dann trat ein Rückschlag ein. Das Maß der Gefühle war nicht so groß, um nicht aufgebraucht zu werden. Silda wurde kalttherzig. Sie lernte zu früh aus den Büchern die Menschen kennen mit ihren Schwächen und, weil das Herz zuletzt nicht mehr fähig war, die Aufregungen zu vertragen, wurde sie kühl und verständig. Als junges Mädchen kannte Silda die Welt so ziemlich, war über ihre eigene Bestimmung klar und hatte jeden Duft der jugendlichen Unbefangenheit verloren.

Dann schwebte über dem Ganzen die Phantasie, die sich auf Kosten des Gemüths stark entwickelt hatte. Diese täuschte sowohl sie selbst als die Andern, indem dieselbe sie zu allerlei Handlungen führte, die sie noch kindlich erscheinen ließen. So spielte sie eigentlich Komödien, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Als sie auf die höhere Töchterchule kam, führte sie ein eigentliches Phantasielieben. Sie beherrschte alle ihre Mitschülerinnen, ohne eine bessere Schülerin zu sein als jene. Das kam daher, daß sie tausend sonderbare Einfälle hatte, welche ihre fleißigen Mitschülerinnen in Erstaunen setzten. Sie mußte auch über Sachen zu sprechen, die außer dem Gesichtskreise der Andern lagen. Aus allen ihren Vorkommnissen machte sie ein großes Wesen. Selbst die kleinsten Dinge stellte sie interessant dar. Sie regierte die Stimmung der Klasse vollständig, indem sie Vorfälle komisch darstellte oder andere melancholisch färbte.

So konnte sie fröhlich lachen und im nächsten Augenblick niedergeschlagen sein oder weinen, und die ganze Klasse folgte ihr in allen Stimmungen getreulich nach. Und doch war keine wahr.

Sie galt für mitleidig, weil sie fast in Ohnmacht fallen konnte, wenn sie Blut sah, auch wenn eine Freundin sich leicht verletzte. Diese wären für

sie durch das Feuer gegangen, wenn sie ausrief: „Hätte es doch mich getroffen, so schmerzte es mich weniger.“

Aber dann und wann bligte die Kalttherzigkeit hindurch, wenn das Unglück einen Armen traf und sie, wenn die Freundinnen jammerten, tröstete: „Es ist ja nur ein Armenhäusler.“

Eigentlich verkehrte sie nur aus Güte mit den andern Mädchen, die so tief unter ihr standen. Sie kannte alle ihre Schwächen, zog sie, wenn sie Streit mit ihnen hatte, unbarmherzig hervor, so daß die armen Mädchen ganz unglücklich wurden, sich aber doch wieder willig unter ihr Joch beugten.

Hilda versöhnte sie auch leicht wieder, denn sie brauchte ihre Freundinnen. Wie Kinder ihr Puppentheater haben, besaß Hilda ein solches in ihren Freundinnen. Sie dienten ihr dazu, ihre Phantasieen auszuführen. Und ohne daß sie es merkten, spielten die Mädchen Rollen in den ungeschriebenen Schauspielen ihrer Freundin. Hilda wollte alle die Verhältnisse, die sie in den Romanen traf, im Leben finden. Sie wußte dann, indem sie ihre Freundinnen und ihre Brüder benützte, diese Verhältnisse herbeizuführen. Ein dramatischer Dichter hätte von ihr lernen können, wie man Verwicklungen herbeiführt.

Es entstanden so kleine Lustspiele, die keinen andern Zuschauer hatten, als ihren Urheber. Die Spieler selbst wußten nicht, daß sie die Puppen waren, die wie durch Drähte verbunden waren.

Es entstanden aber auch Trauerspiele. Die Kosten der Tragik trugen aber die Freundinnen, die durch sie die ersten Täuschungen erfuhren. Hildas Brüder machte es nichts, sie waren gelehrige Schüler ihrer Schwester und so kalttherzig wie diese.

In solcher Weise richtete Hilda allerlei kleinere Verwirrungen an unter den Leuten; hauptsächlich deswegen, weil sie es mit der Wahrheit nicht ganz genau nahm und allerlei erfand, oder Andern in den Mund legte.

Nun stand sie vor Paula, als deren strenge Lehrmeisterin. Eine schlanke, hohe Gestalt, etwas eckig, da sie der Rundung entbehrte. Das Gesicht geisterhaft blaß, mit breitem Munde, der gar nicht hieher paßte, ihr aber einen sinnlichen Zug verlieh. Das Gesicht scharf geschnitten mit energischem Ausdruck, trat vor den Blicken des Beschauers zurück wegen der vorherrschend großen Augen. Stahlblau, fest auf einen gerichtet, schaute der scharfe Verstand heraus, vor dem man sich fast beugte. Ein inneres Feuer, das in ihnen brannte, ließ ahnen, daß hinter ihm die Seele kochte. Bald öffneten sie sich groß, so daß es schien, sie seien blind und starr, bald schienen sie sich ganz nach innen zu drehen. Diese Augen raubten Hilda jeden Zug weiblicher Anmut. Sie stieß jeden von sich ab, indem es schien, als starre sie einen fortwährend an. Das war für Hilda das unglücklichste, weil sie bestrebt war, Eindruck auf die Erwachsenen zu machen. Schon früh

zeigte sich dieser Gang zu gefallen. Nicht selten hatte sie die Freundinnen neidisch gemacht, wenn sie rühmte, der oder jener Herr mache ihr den Hof.

Während sie nun solchergestalt vor Paula stand, mit dem Zug der Geringschätzung um ihre Lippen, überfiel diese zum ersten Mal das unbestimmte Gefühl der Furcht vor ihrer Freundin, wie das unschuldige Herz erhebt vor der Nähe des Mephistopheles.

Sie erregte durch ihre Kühnheit das Erstaunen Hildas, da sie trozig sagte: „Du glaubst immer nur, Du denkst am meisten. Wenn wir schon nicht so viel sprechen wie Du, so sind wir doch nicht dümmer.“

Ich hatte nie schlechtere Noten als Du.“

Hilda wollte nicht mit Paula streiten. Sie war schon ganz von dem neuen Verhältnis, das ihrer Phantasie den weitesten Spielraum bot, gefangen und wollte jetzt allein sein. Sie ging deshalb fort mit der Bemerkung: „Mit dir ist heute wenig anzufangen.“

Paula saß dann noch lange träumerisch da, das niedergesunkene Blatt, das ihre Verwirrung verschuldet, auf dem Schoß. Jetzt sah sie klar, daß bis jetzt viel Unnatürliches in ihrem Wesen, daß Vieles nicht wahr gewesen und sie nahm sich vor, nicht mehr so viel zu lesen. Doch diese Erzählung wollte sie noch beenden. Vielleicht, wenn noch ebenso gute kämen, auch ferner solche in diesem Blatte. Das Abonnement auf die Stadtbibliothek wollte sie aufheben.

Hilda aber ging in ihrem Zimmer mit verschränkten Armen schnell auf und ab. Das ganze Chaos gelesener Romane wogte in ihr durcheinander. Einzelnes daraus verband sich mit der neuen Erzählung und gestaltete sich teilweise um, so daß ein sonderbares Ding daraus wurde, so seltsam wie ein maurisches Ornament. Herr Brausch, oder jetzt Herr Hausmann, war ein sonderbarer Held, ein Gemisch aus einem abenteuernden Ritter, der seiner Dame zu Liebe Gehülfendienste in einer Apotheke verrichtet, und einem klaffen, romantischen Jüngling der Jetztzeit, das Ideal der Backfische. Auch sie spielte eine Rolle in dieser Erzählung.

Dann ging sie zu ihren Freundinnen, machte sie aufmerksam auf die Erzählung im Feuilleton der Zeitung, fügte allerlei hinzu, was nicht darin stand, so daß deren Neugier gereizt wurde und sie dieselbe auch lasen.

Und dann gab's ein Flüstern und Richern unter den Haustüren. Ein Mädchen rief das andere von der Straße in den Hausgang und vertraute ihm die Neuigkeit.

Sie drang auch in die Familien und erfreute ehrsame, gravitatische Handwerksmeister und alle Frauen, welche der Ahnfrau Eva nicht Schande machten durch eine unziemliche Schweigsamkeit.

Es war ein Summen und ein Schwirren, wie wenn in einen ehrlichen, fleißigen Ameisenhaufen ein glänzender Goldkäfer tritt und mit seiner un-

geheuerlichen Seltsamkeit bei den Ameisen alle Ordnung stört und ihre Seelen aus dem Gleichgewicht bringt.

Sie fanden zum ersten Mal etwas Gedrucktes in Wirklichkeit. „Das hat man noch nie erlebt,“ sagten die alten Leute. Sie staunten den Apotheker wie einen Wundervogel an, der eigentlich nicht hieher gehörte. Diese Leute, die jahraus, jahrein tausend Geschichten erfannen und anstellten, waren verblüfft, als sie eine derselben gedruckt fanden. Bis jetzt hatten sie keine gute Meinung von der Belletristik gehabt, indem es hieß: Es ist ja doch nicht wahr!“ Nun war durch die Erzählung in der Zeitung die Ehre der Belletristik für immer im Städtchen gerettet.

Dann kam dazu die kleine Bosheit des Philisters, der Freude hat, wenn ein Anderer in der Leute Mund kommt und so über die Andern erhoben wird. Mag einer, der allgemein besprochen wird, gelobt oder getadelt werden, Beides ist ihm gleich ungeheuerlich und gefährlich. Er fürchtet nichts so sehr, als an das Licht gezogen zu werden, und lebt deshalb ein dunkles, aber gemüthliches Leben, dem die Krone aufgesetzt ist durch den Krug Bier, den er alle Abende zu sich nimmt.

So war Herr Hausmann, ohne daß er ahnte, der Held des Städtchens und Inhalt aller Mädchengespräche und Träume und sehr interessant geworden.

Eigentlich hätte er etwas merken sollen, da nicht mehr die Kinder, die ihn doch liebten, da er ihnen jedesmal etwas Zucker gab, in die Apotheke kamen, sondern ihre ältern Schwestern selbst. Es kam häufig vor, daß sie auf dem Tische Handschuhe oder dergleichen vergaßen und wieder zurückkommen mußten. Auch verweilten sie gern etwas länger als nötig, hatten Allerlei zu fragen und zeigten ein sehr großes Interesse für Hygiene. Und Herr Hausmann war freundlich und gab auf alle Fragen bereitwillig und geduldig Auskunft.

Nummer für Nummer aber des Feuilletons ward im Städtchen gelesen. Jeden Tag war die Zeitung sehnlich erwartet. Wenn sie in einem Hause gelesen war, wurde sie in dasjenige des Nachbarn getragen.

Paula hatte es jetzt nicht leicht, die Zeitung zuerst zu erhalten, denn der Vater würdigte jetzt sogar das Feuilleton seiner Aufmerksamkeit und Bulgarien war vergessen. Selbst die Mutter, welche sich nie um die Zeitung gekümmert, als wenn sie dieselbe als Umhüllungsmittel brauchte, las jetzt.

(Schluß folgt.)

Gottes ist die Zulassung,
unser ist der Wille,
daß durch unsrer Hände Werk
sich sein Geist erfülle.

A. B.